

Castalia-Literatur-Contor

Leseprobe aus:

Der siebente Teufel von Klaus H. Sinders:

‚Plage‘ war eines der Lieblingswörter meiner Eltern. Eigentlich bezeichneten sie alles als Plage, was nicht vollständig ihre Zustimmung bekam, also fast wirklich alles. Selbst in der Wertschätzung der eigenen Kinder war das Wort nicht tabu, obwohl sich gerade hier eine nicht unbeträchtliche semantische Spannweite dieses Wortes zeigte.

Du bist unsere liebste Plage, sagte meine Mutter, wenn sie mir mit einer gewissen Regelmäßigkeit aus einem unerklärlich- Augenblicklichen Gefühl ihre mütterliche Zärtlichkeit angedeihen lassen wollte. Ich ertrug solche Zärtlichkeiten ebenso gelassen wie die für meine gelegentlich vorkommenden Ungehörigkeiten vorgesehenen Bestrafungen in Form von Hausarrest, Backpfeifen oder verordnetem Kirchgang. Die Begründung solcher Bestrafungen, die übrigens stets mein Vater vornahm, lautete nicht selten: Du bist wirklich eine Plage.

Ach, verzeihen Sie mir die Unhöflichkeit, mich Ihnen noch gar nicht vorgestellt zu haben, ich will es sogleich nachholen. Ich bin der siebente Teufel, was in dieser Formulierung allerdings wohl missverständlich klingen muss. Mein Name ist Thomas Teufel, und ich bin das siebte Kind meiner Eltern und der einzige Bruder meiner sechs älteren Schwestern. Der geneigte Leser wird es erahnt haben, dass es mit der Zahl sieben eine besondere Bewandnis hat. Gestatten Sie mir also, in der gebotenen Kürze ein wenig auszuholen.

Für meine Eltern hatte die Zahl sieben eine ganz besondere Bedeutung. Beide wurden am siebten Tag des siebten Monats geboren, und als sie beschlossen, diese Übereinstimmung nicht alleine als ein zufälliges Zusammentreffen hinzunehmen, suchten sie geradezu akribisch nach weiteren schicksalhaften Anzeichen. Wen nimmt es also wunder, dass beider Geburtsjahre, es war das Jahr 1942, nichts weniger war als eine magische Zahl, schließlich ergab die Quersumme der ersten drei Zahlen geteilt durch die letzte Zahl des Geburtsjahres sieben.

Sie suchten nicht nur akribisch nach Belegen, nein sie waren entschlossen, diese ausdrücklich durch eigenes Tun zu vermehren, so weit es ihnen möglich war. Natürlich heirateten meine Eltern am siebten Juli, ja sie trieben es so weit, dass alle ihre sieben Kinder, und es stand von vornherein fest, dass es nicht weniger und auch nicht mehr sein würden als sieben Kinder, dass also alle ihre Kinder an einem Sonntag, also dem jeweils siebten Tag des Herrn gezeugt wurden. Und sie hätten, ohne in die natürliche göttliche Ordnung eingreifen zu wollen, unendlich viel dafür gegeben, wenn wir alle sieben auch an einem Sonntag hätten geboren werden können. Doch, oh Wunder, jedes ihrer sieben Kinder wurde an einem eigenen Wochentag geboren, was sogleich als weiterer Beleg für die allmächtige Kraft göttlicher Fügung angesehen wurde. Ich hatte zudem das Glück, das Sonntagskind sein zu dürfen.

Dass ich, Thomas Teufel, den Namen des Ungläubigen bekommen musste, ist nur zu verständlich, schließlich war Thomas der siebte Apostel nach Simon, Andreas, Jakobus und Johannes, nach Philippus und Bartholomäus.

In unserer Familie war ich also der siebente Teufel, geboren an einem Sonntag, und, je nach Bedürfnis oder Anlass, mal die liebste oder mal eine wirkliche Plage.

Natürlich hätte ich auch einfach der siebte Teufel in der Familie Teufel sein können, doch wegen des von ihr behaupteten Wohlklangs hatte meine Mutter, noch bevor ich die Bedeutung überhaupt verstehen konnte, der nackten Zahl ein e und ein n hinzugefügt. Diese wohlklingende Variante

hatte sie einem Märchenbuch entnommen, aus dem sie mir jeden Abend nach dem Zubettgehen und vor dem Schlafen vorlas. Ich muss sicher nicht besonders hervorheben, dass zu den Lieblingsmärchen meiner Mutter ‚Die sieben Raben‘, ‚Die sieben Schwaben‘ und vor allem ‚Schneewittchen und die sieben Zwerge‘ gehörten.

Das Vorlesen verlief immer nach einem bestimmten Ritual. Ich lag ruhig auf dem Rücken, meine nach oben geöffnete Hand ruhte im Schoß meine Mutter, das Buch, aus dem sie vorlas, lag mit dem Einband in meiner geöffneten Hand.

Es ist an der Zeit, ein erstes, für die Zukunft nur zu bedeutendes, Geständnis abzulegen. Die Geschichten, die meine Mutter mit ihrer wahrlich sanften Stimme vortrug, interessierten mich nicht so sehr, ja es war so, dass ich bereits nach wenigen Sätzen die Augen schloss und kurze Zeit später eingeschlafen war. Das Buch selbst aber, aus dem meine Mutter mir vorlas, wirkte auf eigentümliche und besondere Weise auf mich. Es war in ein dunkelgrün gefärbtes, außerordentlich weiches Ziegenleder gebunden, der Titel, in goldenen Lettern geprägt, ließ sich mit den Fingerspitzen, ohne diese groß zu bewegen, fühlen. Dieses im wahren Wortsinn allabendlich gespürte Gefühl nahm ich mit in meine Träume, und wie eine wunderbare Betäubung wurden sie zusätzlich belebt durch den Duft des Ziegenleders auf meiner Hand.

Meine Eltern leben nicht mehr. Sie starben bei einem Autounfall am Abend eines sechsten Junis. Gott sei Dank kam der Tod so plötzlich, dass ihnen eine Traurigkeit, die sich ohne Zweifel wegen des Datums eingestellt hätte, erspart blieb. Immerhin blieb als Trost, den ersten vollen Tag im Himmel an einem siebten verbringen zu dürfen, wenngleich ich zugeben muss, dass dies durchaus zu irdisch gedacht sein könnte.

Was ist geblieben? Ein Grab, ein Stein mit den Namen Rudolf Teufel und Alma Teufel, Jahreszahlen, die Erinnerungen an wunderbare Eltern – und eine sich in meinem tiefsten Inneren entwickelnde Liebe zu schönen Büchern. Das in dunkelgrünes, weiches Ziegenleder gebundene Märchenbuch mit dem geprägten goldenen Titel bewahre ich heute einer Reliquie gleich in einer Vitrine. Obwohl ich seit dem Tod meiner Mutter nicht eine einzige Zeile daraus gelesen habe, nehme ich es doch hin und wieder in die Hand, um mit geschlossenen Augen die Kindheit zu erfühlen, verbunden mit dem herben Duft des Ziegenleders.

Heute bin ich der erwachsene Thomas Teufel, und die meisten Menschen, mit denen ich es zu tun habe, finden, dass ich meinen Nachnamen zu Recht trage. Ja, ich habe die gesicherte Erkenntnis, dass nicht wenige in meiner Umgebung mich auch als eine Plage empfinden, ohne damit auch nur annähernd ähnliche Empfindungen zu verknüpfen wie meine Mutter vor vielen Jahren. Mein Anteil an dieser, milde gesagt, Abneigung ist allerdings begrenzt, weil ich in einen Beruf habe, in dem das Feindsein gewissermaßen zur Tätigkeit gehört. Ich bin ein Leitender Regierungsschuldirektor im Dienste einer Landesregierung, im allgemeinen Sprachgebrauch nennt man mich Schulaufsicht. Es war gewiss keine Berufung, die mich in diese Tätigkeit trieb. Es war vielmehr der Trieb, die bereits geschilderte Sucht nach schönen und besonders wertvollen Büchern, die einer ungestillten Liebe gleich stark und stärker werdend nach Erfüllung suchte. Und es war ein außerordentlich glücklicher Zufall.

Nach dem Tod meiner Eltern führte ich zunächst ein eher langweiliges Leben, ich entschied mich recht bald, Lehrer zu werden, ohne wirklich begabt dafür zu sein oder gar eine Berufung für diesen Beruf zu spüren. Studium und weitere Ausbildung verliefen ohne bemerkenswerte Höhepunkte, gemessen an landläufigen Vorstellungen. Für mich jedoch waren die Besuche von Antiquariaten besondere Ereignisse, und ich muss gestehen, dass ich in den ersten Jahren meiner Tätigkeit als Lehrer mehr Zeit in Antiquariaten verbracht habe als ich für die Vorbereitung meines Unterrichts hätte aufwenden sollen.

Antiquare sind merkwürdige Menschen, einerseits interessiert an guten Geschäften, andererseits unglücklich und bisweilen im Wortsinn traurig, wenn sie ein besonders schönes und wertvolles Buch aus ihrem Besitz geben müssen. Aus guten Gründen, ich konnte es mir aus Geldmangel gar nicht erlauben, blieb mir alleine die Möglichkeit, hin und wieder eine Kostbarkeit in die Hand

nehmen zu können und dieses unerklärlich-unerhörte Gefühl zu spüren, was einst mit dem in dunkelgrünes, weiches Ziegenleder gebundenen Märchenbuch begonnen hatte. Natürlich entwickelte ich mich bei meinen Besuchen und als durchaus willkommener Gesprächspartner der Antiquare zu einem Experten. Ich entwickelte ein untrügliches Gefühl dafür, bedeutende von zu vernachlässigenden Bücher zu unterscheiden. Und ich dachte nur in diesen beiden Kategorien. Wie magisch zog es mich in den einschlägigen Geschäften zu den Regalen und Schränken, in denen die Bücher standen, die auf die eine oder andere Weise für die Menschheit Bedeutung erlangt hatten. Mir reichte es zu wissen, dass ein Buch solche Bedeutung hatte, um dieses betäubende Gefühl in mir auszulösen, ich wollte keines dieser Bücher lesen, hatte kein Interesse an einem möglichen intellektuellem Genuss, der, davon war ich vollkommen überzeugt, dass kaum zu beschreibende Fühlen nur stören konnte. Ich wollte nur fühlen. Und, irgendwann, besitzen.

Der Tag, der mein Leben verändern sollte, kam unvermittelt und kündigte sich nicht besonders an. Allerdings, im Nachhinein bin ich nicht sicher, ob dieser Tag nicht doch ein Fingerzeig meiner Mutter aus dem Jenseits gewesen war und von mir durchaus hätte bemerkt werden müssen. Ich war bestellt zu einer unmittelbar vor den Sommerferien anberaumten Fortbildungsveranstaltung und hatte mich eigentlich mehr missgelaunt am siebten Juli 1977 in der Lehrerbibliothek des naturwissenschaftlichen Gymnasiums in B. eingefunden. Das Thema der Fortbildung lautete: Der Wert statusbedingter Stabilitätsstimulanz für die humankapitalistische Bildung kommender Generationen. Oder so ähnlich. Nein, das Thema interessierte mich nicht sonderlich, eigentlich verstand ich es gar nicht, aber die Veranstaltung war angeordnet, und, ich sollte der Wahrheit genüge tun, eine durchaus willkommene Abwechslung zur inzwischen langweilig gewordenen Unterrichtsroutine.

Der Moderator tat seine Pflicht und referierte also über den Wert statusbedingter Stabilitätsstimulanz für die humankapitalistische Bildung kommender Generationen, während ich, in einer Bibliothek natürlich neugierig, möglichst unauffällig die Buchrücken in den Regalen betrachtete und mit einer gewissen Enttäuschung – warum eigentlich, was sollte ich in einer Lehrerbibliothek besonderes erwarten? – registrieren musste, dass die Bücher in diesem Raum offensichtlich ausnahmslos zu den zu vernachlässigenden gehörten. Bis, ja bis mein neugieriger Blick plötzlich vollkommen erstarrt an einem schmalen Bändchen haften blieb. Augenblicklich vergaß ich meine dem Moderator gegenüber eingenommene Zurückhaltung. Ich verengte meine Augen, um die richtige Schärfe für die Distanz zu bekommen und konzentrierte mich außerordentlich, um jeden Irrtum auszuschließen. Nein, ich war keiner Täuschung erlegen, ein Irrtum vollkommen ausgeschlossen: Otto Lilienthal: Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst.

Meine Gedanken suchten die wenigen Antiquariate, in denen ich eine Ausgabe dieses Buches gesehen hatte, meine Lippen formulierten unablässig die Beschreibungen in Auktionskatalogen, die ich längst auswendig konnte. Lilienthal, O.: Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst. Berlin 1889. Mit 1 Farbtafel und 8 lithographierten Tafeln. Original Leinwand. Erstausgabe. 3.200 Euro. Eine Rarität allerersten Ranges in einem, von wenigen Flecken auf dem Vorsatzpapier abgesehen, sehr schönen Exemplar (Hauswedell & Nolte, Katalog 224, Katalognummer 96).

Lilienthals Vogelflug! Hier, in der Lehrerbücherei des Gymnasiums in B., geradezu belästigt von Dierckes Schulatlas in der 36. Auflage auf der einen und dem Supplement der 14. Auflage von Brockhaus' Konversations-Lexikon! Schauer durchliefen in heißen Wellen meinen Körper, ich musste mich stützen, um nicht vom Schwindel zu Boden geworfen zu werden.

Die noch knapp dreißig Minuten bis zur angekündigten Kaffeepause im benachbarten Lehrerzimmer kamen mir endlos vor.

Ich musste nur auf den günstigen Augenblick warten und rasch handeln. Meine Hand zitterte, als ich die Kostbarkeit mit größter Vorsicht aus dem Regal zog und unter meine Jacke schob. Um nichts in der Welt würde ich den Lilienthal wieder hergeben. Ich hatte kein schlechtes Gewissen, im Gegenteil. Hatte ich nicht soeben eine gute Tat vollbracht und Otto Lilienthals fundamentales Werk über das Fliegen aus den Klauen offensichtlicher Ignoranten gerissen, um es in eine angemessene Umgebung zu bringen, wo man den Wert dieses schmalen Bändchens einzuordnen

und zu schätzen wusste?

Der siebte Juli 1977 öffnete mir zugleich die Augen meine berufliche Zukunft betreffend. Es war kein bequemer Weg in das angestrebte Amt. Die richtige Partei, der richtige Verband, ein wenig treten nach unten, immer buckeln nach oben, dass das Kreuz heute noch weh tut. Und bis auf den heutigen Tag diese Sprache nachbeten, die aus dem Ministerium vorgebetet wird. Trete ich nach unten, hört sich das etwa so an: "Ihr Unterricht, lieber Kollege, hat die dynamische Differenzierungsdimension vermissen lassen, die für eine konstruktive Qualitätsentwicklung moderner Managementsysteme unerlässlich ist. Ihre Leistungen entsprechen allenfalls schwach den Anforderungen im Allgemeinen." Buckle ich nach oben, enthalten meine Schreiben an das Ministerium solche Sätze: "Eine systemische Überwachungsstruktur mit einer zielgerichteten Vernetzungsstrategie ist notwendig, um eine konzentrierte und kooperative Kapazitätsmobilität in einem interdisziplinären Führungskonzept gewährleisten zu können."

Solche Sätze habe ich auswendig gelernt, ich habe sie drauf wie ein Schauspieler seinen Rollentext. Mein Minister oder seine Staatssekretäre könnten mich jederzeit, auch nach Mitternacht, anrufen, ich sprudelte solchen Schwachsinn geradezu aus mir heraus.

Ich folgte nur meiner Sucht nach Büchern, diesem süßen Gefühl aus meiner Kindheit. Und ich folgte auch der Verpflichtung, verschüttete Schätze aufzuspüren und zu bergen. Ich machte Karriere, wurde Leitender Regierungsschuldirektor mit der Aufgabe, Lehrerinnen und Lehrer in ihrer Entwicklung zu begleiten. Tatsächlich aber wurde ich Leitender Regierungsschuldirektor, um alle Lehrerbibliotheken meines Bezirks plündern zu können in der Gewissheit, dass niemand meine Diebstähle je bemerken würde, denn was einmal in einer Lehrerbücherei eingestellt war, wurde umgehend zu einer gedruckten Leiche, einer Buchmumie, verloren und vergessen.

Ich nahm mich ihrer an, ich nahm sie mit. Ich nehme sie mit, die kostbaren, die seltenen, die bibliophilen Bücher. Prunkstück meiner naturwissenschaftlichen Sammlung ist Goethes Farbenlehre aus dem Jahre 1810, mit 17 Kupfertafeln, davon 12 koloriert, in einem zeitgenössischen Halbledereinband in Museumsqualität, gefunden in der gewerblichen Schule in H., in der Maler und Lackierer ausgebildet werden. Aber auch die literarische Abteilung kann sich sehen lassen. So ziert Lessings 'Kleinigkeiten' in der Erstausgabe, unlängst bei einem bedeutenden Auktionshaus in London für 13.500 Euro versteigert, meine Sammlung antiquarischer Kostbarkeiten. Retten konnte ich auch Kants 'Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre', Königsberg 1797. Diesem Büchlein verdanke ich übrigens eine überzeugende Rechtfertigung meiner Eigentumsübertragungen, ohne dies hier näher ausführen zu wollen.

Ich bin glücklich, ohne Zweifel, auch wenn diesem Glück gelegentlich mir Untergebene Opfer bringen müssen. Dafür lasse ich mich verachten und mich als Plage bezeichnen, der seinen Namen mehr als zu Recht trägt.

Gestern habe ich meine Versetzung beantragt. Ich muss in einen neuen Bezirk. Sie wissen schon warum, nicht wahr.

[Zurück zur Homepage](#)